

Laudatio von Ulf Heise anlässlich der Verleihung des Literaturpreises des Sächsischen
Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst 2012

- Es gilt das gesprochene Wort -

Sperrfrist: Freitag, 16.11.2012, 19:00 Uhr

Lieber Andreas Altmann, sehr geehrte Frau Staatsministerin von Schorlemer, sehr geehrter Herr Bürgermeister Greysinger, liebe Frau Doktor Tröml, sehr geehrte Gäste!

Im April 1951 fesselte Gottfried Benn das Publikum an der Universität Marburg mit einem Vortrag unter dem Titel „Probleme der Lyrik“. In diesem bis heute bahnbrechenden und programmatischen Referat, das von der Entstehung und dem Wesen des modernen Gedichts handelt, heißt es (ich zitiere): „Der Lyriker kann gar nicht genug wissen, er kann gar nicht genug arbeiten, er muss an allem nahe dran sein, er muss sich orientieren, wo die Welt heute hält, welche Stunde an diesem Mittag über der Erde steht.“ Benn fährt in seinen Ausführungen fort, indem er unterstreicht, dass wahre Lyriker besondere Nüstern aufweisen, die es ihnen gestatten, die untergründigen Ströme der Zeit, die doppelten Böden der jeweiligen Epoche zu erspüren, denn Literatur erfordert aus seinem Blickwinkel das Durchsieben aller quer liegenden Schichten, das Schwimmen gegen den Strom. Dass Andreas Altmann über die von Benn geschilderten sensiblen Organe der Witterung verfügt und dass sein Blick frei ist von Scheuklappen, die seinen Horizont in irgendeiner Richtung verengen, veranschaulichte er in seinen sieben bisher erschienenen Gedichtbänden eindrucksvoll. In all diesen sich steigernden, gleichsam biologisch wachsenden Büchern errang er famose Siege, indem er die Tür zum Bereich einer ihm eigenen, unverwechselbaren Ästhetik Stück um Stück weiter aufstieß. In diesem Refugium bändigt er Metaphern mutig wie ein Torero. Als Matador der Sprache weiß er natürlich, dass diese Zähmungen oft zu riskanten akrobatischen Balanceakten gedeihen, zu Drahtseilnummern ohne Netz. Als Lyriker rechnet er eben zwangsläufig zu den Artisten der Literatur. Umso beschämender ist es, dass es für ihn wie für viele Kollegen seiner Sparte ständig Breschen zu schlagen gilt, dass er in Sachen Wahrnehmung so viel mehr Hürden zu überwinden hat als ein Erzähler, Dramatiker oder Essayist. Daher freut es, dass Andreas Altmann nie den Mut verlor, dass er Niederlagen verkraftete und Ablehnungen trotzte. Es braucht eine Portion Sendungsbewusstsein, um sich in dem allzu oft missachteten oder ignorierten Genre Lyrik vor der Öffentlichkeit zu behaupten. Unser Preisträger besitzt sie, und zwar auf eine bescheidene Art, wie man sie selten findet.

Andreas Altmann ist ein absoluter, ein reiner Dichter, kurzum, er konzentriert sich auf die Lyrik und wildert nicht auf fremdem Territorium. Allein der Konsequenz seiner Beschränkung geziemt Applaus. Mit asketischer Anstrengung nähert er sich von verschiedenen Positionen aus dem zentralen Begriff seiner Poesie, dem Wort. Kaum ein Terminus taucht in seinen

Gedichten so häufig auf wie „Wort“. „ihre zeit sieht man den worten nicht an“, formuliert er bei einer Gelegenheit. Anderswo stößt man auf die Wendung: „jetzt / kehrst du zu deinen orten zurück, / die keine worte mehr für dich haben.“ Erfüllt von meditativer Energie umrundet er diese Vokabel und verkettet sie mit immer raffinierteren Assoziationen. Zu den schönsten Bemerkungen Andreas Altmanns in Sachen Wort gehört für mich die folgende: „voller tannennadeln lag / der weg zu den letzten worten“. Aus dem Kontext der Strophe herausgelöst, liefert sie ungeahnte Möglichkeiten der Interpretation. Man kann sie zum Beispiel auffassen als Symbol für Schwierigkeiten, die damit verflochten sind, sich der endgültigen Worte zu bemächtigen, sie sich einzuverleiben. Mit Routine ließe sich gewiss noch etliches mehr aus dieser Passage herausholen. Für solche Zwecke klügelten Spezialisten eigens eine Fachdisziplin aus, die Hermeneutik. Sie erläutert dem Autor seine Gedichte, und zwar jenseits davon, was er mit ihnen meint. So verschafft sich die Germanistik auf geschäftstüchtige Weise Deutungshoheit in der Literatur. Meine Damen und Herren, verzeihen Sie den Sarkasmus, mit dem ich diese Verfahrensweise charakterisiere, aber ich beurteile derlei als Scharlatanerie und vermeide es deshalb, auf diesem Podium Andreas Altmanns Gedichte zum Experimentierfeld einer Pseudowissenschaft zu küren, die kuriose Blüten treibt, denn seine Poesie kommt ohne solche Erklärungsmuster aus. Sie zehrt wie alle substantielle Lyrik zu einem hohen Prozentsatz vom Geheimnis, von der Unerforschlichkeit, vor allem aber von der Unschärfe. Diese Unschärfe bewirkt, dass man nicht jeden Text des Autors bis in den tiefsten Kern und den letzten Winkel hinein zu kapieren und auszuloten vermag. Gerade in solcher Schemenhaftigkeit enthüllt sich aber das Glück für die Leser Andreas Altmanns, weil sie Platz für kreative Fantasien und Kombinationen schafft. Begriffe ich jede seiner Strophen, so wären sie mir in der Gesamtheit gleichgültig, ja suspekt. Das mag aus dem Munde eines Literaturkritikers seltsam klingen, aber für mich sind Rhythmus und Melodie von Andreas Altmanns Sprache die eigentlichen Köder seiner Gedichte. Gewiss schätze ich das Figurative und Plastische seiner Verse, doch weitaus lieber schwinde ich auf den Wellen seines musikalischen Stils, den ich in vollen Zügen genieße. Ich möchte Ihnen an einem kurzen Gedicht demonstrieren, was mich an der Manier dieses Autors begeistert. Es trägt die Überschrift „erwachen“ und beginnt so: „ein mond leckt an den blättern / umso mehr enthüllt das gelbe licht / bleicht aus / noch über nacht fielen die türen aus den mauern / brannten still die dächer weg / das holz wuchs wieder in die erde / weiß zischt ein mond / in aufgesprungenen augen umsteint das haus / erwachen.“ Dass solche expressiven, harmonischen, oft auch seraphischen Sprachgebilde Komponisten inspirieren, verwundert wenig. Deshalb existieren brillante Vertonungen seiner Verse durch den ehemaligen Thomasschüler Jörg Kokott, der sich schon mit Hannes Wader sowie Konstantin Wecker die Bühne teilte und ein Dutzend CDs produzierte.

Einer der schwierigsten Momente für einen Lyriker bahnt sich an, wenn er entscheiden soll, ob einem Gedicht noch ein weiterer oder gar letzter Schliff Not tut. Theodor Storm quälte sich mit der Wahl einer einzigen Wendung für einen Vers bisweilen über Monate herum. Nichts fürchtete er so sehr wie das Gift der Unvollkommenheit. Andere Künstler entwickeln einen verblüffenden Instinkt dafür, wann sich etwas unter Dach und Fach befindet. Andreas Altmann zählt zu ihnen. Als er 1988 in der Schreibwerkstatt von Regine Möbius in Leipzig aufkreuzte, präsentierte er ihr einen Text mit dem Kommentar: „Dieses Gedicht ist fertig. Da

ran ist nichts mehr zu ändern.“ Die Seminarleiterin gebärdete sich verblüfft. „Hoppla“, notierte sie, „entweder ist der junge Mann besonders sensibel oder besonders überzeugt von sich.“ Es war mit Gewissheit vor allem ein enormes Maß an Empfindsamkeit, das den damals 25jährigen Dichter in seiner Leidenschaftlichkeit beflügelte. Was Diktion und Form anbelangte, besaß er zu dieser Zeit bereits ein ungewöhnliches Maß an Reife. Von Unschuld oder Nativität in seinen Strophen konnte keine Rede mehr sein. Nicht immer braucht es einen Berg an Lebenserfahrungen, um poetisch Tiefengestein anzubohren. Der Franzose Arthur Rimbaud brachte bereits als 15jähriger Gedichte von erstaunlichem Niveau zu Papier. Doch ehe es Andreas Altmann vergönnt war, seinen ersten Gedichtband zu publizieren, sollten noch bittere Jahre verstreichen, Jahre, in denen er unter der Biederkeit und der bleiernen Stagnation der DDR in ihrem lethargischen Endstadium litt. Er jobbte als Schriftsetzer, Orchesterwart, Straßenreiniger und Hilfspfleger. „Bleiben oder gehen war oft die Frage, die wir diskutierten“, entsinnt sich Regine Möbius und fügt hinzu: „Als er mir vor einer Reise im Sommer 1989 sein Solidarnosc-Abzeichen gab, war mir klar, er würde das Land verlassen.“ Doch dann fiel die Mauer und der Grund für seine Ausreise-Pläne erledigte sich von selbst.

Der Autor realisierte früh, dass ein Dasein als freiberuflicher Lyriker auch im wiedervereinigten Deutschland ungeachtet neuer Rahmenbedingungen kaum ein Zuckerschlecken werden würde. Deshalb studierte er zunächst Sozialpädagogik und arbeitete danach mit Schwerstbehinderten. Täglich übte er eine physisch anstrengende und mental bis zur Zerreißgrenze auslaugende Tätigkeit aus, der man nicht genug Respekt zollen kann. Doch viele Alternativen boten sich ihm nicht, da es in der politischen Aufgeregtheit der Nachwendejahre eine gefühlte Ewigkeit dauerte, ehe das Publikum wieder einen Nerv für Lyrik zeigte. Politische Pamphlete genossen damals Vorrang. Daher debütierte Andreas Altmann erst 1996 mit dem Band „die dörfer am ufer das meer“ im der Tageszeitung „Freie Presse“ angegliederten Chemnitzer Verlag. Damit beschritt er den Pfad zur Anerkennung, der unter anderem zu der Ehre führte, dass man ihm 2008 in Carl Otto Conradys Standardwerk „Der große Conrady - Das Buch deutscher Gedichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart“ Platz einräumte.

Es ist beileibe kein Zufall, dass der Autor das Entreegedicht in seiner frühesten Lyriksammlung seinem Geburtsort Hainichen widmete. In dieser Stadt im Herzen Sachsens, in der sich für ihn jetzt Kreise schließen, erfuhr er signifikante Prägungen, hier wurde er sozialisiert. Das Revier seiner Herkunft betrachtet er nach wie vor mit stetiger Neugier. Der folgende Vers bezeugt dies eindringlich: „heut scheint es stiller geworden / im verhaltenen lärm / gelegentlich quetschen sich träge tauben unter rotierende reifen / unbemerkt wechseln / stunden ihre bedeutung / die schritte schwärmen weniger / zu schmal ist die stadt für verstecke / kinder gehen allmählich aus“.

Als junger Mann bewohnte Andreas Altmann eine Dachkammer in Hainichen, von deren Fenster aus er direkt das Denkmal des berühmtesten Sohnes der Stadt im Visier hatte: die Statue von Christian Fürchtegott Gellert auf dem Marktplatz. Gellert, ein führender Kopf der Aufklärung, der wie viele große Intellektuelle Mitteldeutschlands aus einer evangelischen

Pastorenfamilie stammte, konstatierte bezüglich der Poesie: „Man kann die Regeln wissen, nach denen Gedichte gemacht werden, man kann sie durch Fleiß zur Ausübung bringen, und kann ohne Genie doch nicht weiter, als zum Mittelmäßigen.“ Daraus zog er den Schluss:

„Man muss Genie haben!“ Andreas Altmann gebietet über dieses Genie, und zwar wegen seiner Fähigkeit zur Innovation. Er beschert der Lyrik neue Fülle durch eine sehr konsequent gehandhabte Methode: Er verknüpft individuelle Denkbewegungen mit kosmopolitischen.

Inzwischen sind sechzehn Jahre seit Andreas Altmanns Debüt verflossen. Ungeachtet dieser Zeitspanne muten seine Werke von damals und heute wie ein erratisch verschweißten Block an. Der Dichter spielt virtuos auf der Klaviatur vertrauter Themen, er variiert sie mit imponierendem Geschick. Schon die flüchtige, grob gerasterte Betrachtung seiner Verse verrät, dass er nicht zu den Großstadtbarden wie Georg Heym zählt, obwohl er in der Millionenmetropole Berlin zu Hause ist. Die von Geräuschen, Lichteffekten und Tempo gepeitschte City ist ein Element seiner lyrischen Exkurse, verkörpert aber nicht deren inneren Bezirk. Die Verlockung ist groß, ihn als Naturdichter einzustufen, doch diese Einschätzung würde ihm nur eingeschränkt gerecht, denn Motive des Urbanen mischen sich hartnäckig als Hintergrundrauschen hinein in seinen Tenor.

„für sekunden sehe ich durch / meine ersten augen“ lauten zwei Gedichtzeilen von Andreas Altmann. Sie stimmen ein auf die für ihn typische Optik der Rückschau, auf das lustvolle Durchforsten der Historie. Gern rapportiert er Erinnerungen.

„du läufst deine wege zurück in dir.“, verkündet er. Das ähnelt einer Suggestionsformel, hingemurmelt zum Bannen verblässer Stunden, in denen er erdgebunden aufwuchs wie ganz in seiner Nähe der um eine Generation ältere Wulf Kirsten. „als kind / hab ich oft die angebissenen äpfel / in den bach geworfen. / sie waren noch unreif.“, schwärmt Andreas Altmann. Häufig beschwört er auch Szenen der Stille und des Verstummens herauf. Das ‚nicht über alles berichten können und wollen‘ ist ein Bild, das bei ihm unterschwellig, aber permanent aufkeimt. Damit errichtet er bewusst oder unbewusst Brücken zu Theorien des österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein, der den Satz formulierte: „Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“

Andreas Altmann kennt die Gefahren des Parlierens, des Verschleißens der Worte durch achtlose Verwendung und Geschwätzigkeit, wenn er beklagt: „jetzt sind viele worte erblindet. / sie irren von mund zu mund.“ Ihm ist klar, dass Sprache mehr denn je ein schwankendes Fundament darstellt. Doch er vertraut darauf, diesen instabilen Boden weiter zu beackern und das überstrapazierte, verwundete Vokabular zu benutzen. „du stehst auf der seite der wörter, / die dich erzählen.“, bekräftigt er und schürt damit Hoffnungen, denn er glaubt an die Regenerationsfähigkeit der Sprache auch in heiklen Situationen. Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und ich danke Ihnen, Andreas Altmann für die Geduld und Ausdauer, mit der Sie mir gelauscht haben.